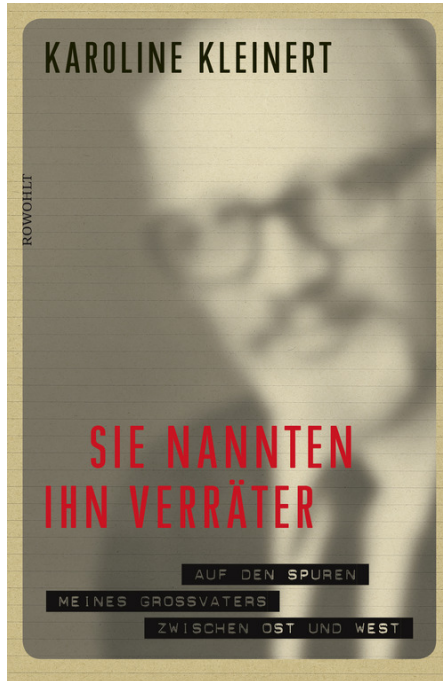


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-03418-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Karoline Kleinert

Sie nannten ihn Verräter

Auf den Spuren meines
Großvaters zwischen Ost und West

Rowohlt

1. Auflage Juni 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Redaktion Friederike Moldenhauer

Satz aus der Janson Text bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03418 4

Inhalt

Widmung

Einleitung

Teil 1 Wurzeln

1 Familiengeschichten

2 Nicht hier und nicht dort

3 Eine schicksalhafte Entscheidung

4 In allergrößter Dunkelheit

Teil 2 Ein neues Leben

5 Ein anderes Deutschland

6 Auf dem Weg nach oben

7 Auf der Flucht

Teil 3 Zwischen den Welten

8 Nirgendwo

9 Falsche Freunde

10 Im Netz der Geheimdienste

11 Am Ende des Weges

Epilog

Personenverzeichnis

Anmerkungen

Einleitung

Dies ist die Geschichte meines Großvaters Heinz Lippmann. Sie beginnt vor fast einhundert Jahren, hier in Berlin, in der Stadt, in der er geboren wurde und zu Hause war, bis Ereignisse, von denen er die wenigsten selbst zu verantworten hatte, ihn zu dem Heimatlosen machten, der er sein Leben lang bleiben sollte. Es war ein aufregendes Leben, dramatisch wie ein Agententhriller, spannend für das Publikum. Aber wie fühlte es sich für ihn an, der selbst darin gefangen war?

Ich weiß nicht genau, wie und wann ich das erste Mal von meinem Großvater gehört habe. Irgendwann war mir jedoch klar, dass es neben meinen beiden Opas, die ich regelmäßig auf Besuchen und Familienfeiern sah, noch zwei weitere Großväter gab, die nur in der Erinnerung existierten: Albin, der Vater meiner Mutter, der nicht aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekehrt war, und Heinz, mein Opa väterlicherseits, der erst seine Familie und dann sein Land verlassen hatte.

Von Albin hing bei uns zu Hause ein Foto an der Wand. Oma Elisabet zeigte uns Albin mit Bildern von ihm und erzählte viele kleine Begebenheiten aus seinem Leben, Geschichten voller Details und voller Liebe.

Von Heinz gab es kein einziges Foto und nur Bruchstücke einer Geschichte: Er lernte meine Großmutter Inge kurz nach dem Krieg kennen. Hinter ihnen lag eine furchtbare Zeit, die sie nur knapp und mit viel Glück überlebt hatten, meine Großmutter in der Emigration, mein Großvater in Auschwitz. Vor ihnen lag die Zukunft, zwei vielversprechende jüdische Funktionäre in der jungen DDR. Mein Großvater brachte es bis zum zweiten Vorsitzenden der Freien Deutschen Jugend und Stellvertreter Erich Honeckers. Dann setzte er sich in den Westen ab, plötzlich und

mit einem Koffer voller Geld, das nicht ihm, sondern der FDJ gehörte.

So weit die Geschichte, mit der ich aufgewachsen bin – ein Prozess, der für mich neben den üblichen pubertären Erschütterungen auch eine friedliche Revolution, das Ende der DDR und die plötzliche Vergrößerung nicht nur meiner Heimatstadt Berlin, sondern auch der Welt an sich mit allen ihren Möglichkeiten bereithielt.

Eine dieser neuen Chancen, nämlich die, aus den nun zugänglichen Akten der Staatssicherheit mehr über das unbekanntes Familienmitglied zu erfahren, haben zunächst weder ich noch mein Vater genutzt. Die Jahre vergingen. 1996 erschien ein Buch über Heinz Lippmann. Wir haben es alle gelesen. Ich habe vieles an Fakten erfahren, das ich bis dahin nicht wusste, doch der Mensch, der mein Großvater war, blieb mir fremd und unverständlich wie zuvor.

Erst als ich selbst losging, um Freunde und Weggefährten meines Großvaters zu treffen, habe ich zum ersten Mal so etwas wie Verbundenheit gespürt. Ich erfuhr, dass ich seine Augen habe, dass er Eisbein mochte und Krimis und auch dass er zu viel Alkohol trank und mehrfach versucht hatte, sich das Leben zu nehmen. Er war ein Charmeur und Lebemann, überzeugter Kommunist und Verfassungsschutzagent. Ein Mann mit vielen Gesichtern, aber auch ein Mensch, der Emotionen, Erinnerungen, Eindrücke hinterlassen hat, die selbst so viele Jahre nach seinem Tod noch lebendig sind und die mir zum ersten Mal das Gefühl gaben, dass dieser Großvater mehr als nur ein Phantom, mehr als ein Wesen aus Akten und Büchern war.

Von seinen Freunden erfuhr ich, dass er mehrmals begann, über sein Leben zu schreiben. Immer wieder haben sie ihn ermutigt, bestärkt, ihm klargemacht, dass eine Biographie wie die seine nicht in Vergessenheit geraten dürfe. Er konnte es nicht. Vielleicht gelang es ihm einfach nicht, sich seiner Zerrissenheit und seinen Irrtümern zu stellen,

zu reflektieren, was hätte sein können, aber nicht gewesen war, all die losen Enden noch einmal in die Hand zu nehmen und sie irgendwie zu dem Ganzen zu machen, das sein Leben war. Geblieben sind Bruchstücke, ein paar Seiten aus unterschiedlichen Jahrzehnten, kaum mehr als ein flüchtiger Blick auf das, was er hätte erzählen können.

Mit diesem Buch möchte ich die Leerstellen füllen, das Kaleidoskop von Briefen, Akten, Spitzelberichten und persönlichen Erinnerungen zu einem Bild verdichten, das den Menschen hinter der historischen Figur offenbart.

Sein früher Tod verwehrte mir die Chance, meinen Großvater selbst zu befragen. Soviel ich auch suche und forsche, mit wie vielen Menschen ich auch spreche, es bleiben Blicke von außen. Seine eigenen Gedanken und Gefühle, die Beweggründe für sein Handeln, bleiben mir, von den wenigen Seiten persönlicher Aufzeichnungen abgesehen, für immer verschlossen. Deshalb möchte ich versuchen, mich ihm anzunähern, indem ich mich in ihn hineindenke und so einen Teil seiner Geschichte aus seiner Sicht erzähle, ihm eine Stimme verleihe, auch wenn ich natürlich nicht weiß, ob er wirklich so gefühlt und gedacht hat, wie ich es mir vorstelle.

Dort, wo Fakten vorhanden sind, werde ich ihnen folgen, die Lücken dazwischen aber, so gut es geht, mit meinen eigenen Interpretationen füllen, meiner Vorstellung davon, wie die Ereignisse sich zugetragen haben könnten. Dabei werde ich mich von dem leiten lassen, was mir am wahrscheinlichsten und sinnvollsten erscheint, auch wenn das nicht bedeutet, dass es tatsächlich so gewesen sein muss, denn das Leben ist oft genug weder das eine noch das andere.

Dieses Buch ist mein Versuch, diesen Mann zu verstehen, der mir manchmal so nah scheint, dass ich fast erwartete, er würde die Fragen in meinem Kopf beantworten. Dann wiederum ist er mir so fern wie ein Fremder, wie eine Ro-

manfigur am Anfang eines Buches. Seite für Seite, so meine Hoffnung, werde ich meinem Großvater näherkommen, ihn mir Stück für Stück erschreiben. Es ist nicht die Wahrheit, die Realität, die ich erzähle. Es ist eine Geschichte, die seine hätte sein können.

Das Leben meines Großvaters von seiner Geburt im Berlin der zwanziger Jahre bis zu seinem frühen, von Spekulationen begleiteten Tod steckt voller Spannung, Tragik und Widersprüche. Es gleicht einer Achterbahnfahrt durch die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wer seinem Lebensweg folgt, bekommt einen Eindruck davon, dass das, was wir in der Rückschau immer so schön sauber aufteilen in Nationalsozialismus und Neuanfang, in Ost und West, in Demokratie und Diktatur in der Wirklichkeit eines einzelnen Menschen doch unentwirrbar miteinander verwoben bleibt, dass das Eine noch vorhanden ist, auch wenn das Nächste längst begonnen hat.

Teil 1

Wurzeln

1

Familiengeschichten

Geheimnisse, sagt man, gibt es in jeder Familie. Mein Großvater war unseres. Gesprochen wurde kaum über ihn. Ich selbst habe meinen Großvater nie kennengelernt, auch mein Vater hat keinerlei Erinnerung an ihn. Trotzdem war er in gewisser Weise immer präsent, einfach weil er nicht da war und weil sein Verschwinden so viele Fragen unbeantwortet ließ.

Als Kind habe ich mir oft vorgestellt, wie es wäre, meinem geheimnisvollen Großvater zu begegnen, und auch wenn ich inzwischen weiß, dass er seit vielen Jahren tot ist, ist der Wunsch, ihn kennenzulernen, noch genauso stark wie zuvor. Wenn ich ihm auch nie gegenüberstehe und mit ihm sprechen werde, so möchte ich doch wissen, wer er war, mich auf seine Spuren begeben und seine Geschichte erzählen – eine Geschichte, die von Liebe und Verrat handelt, von Verbrechen und Krieg, von Freundschaft und Vertrauen, Macht und Geld, die aber auch eine Familiengeschichte ist, die Geschichte meiner Großeltern.

Ich habe meinen Vater oft gefragt, ob er nicht doch irgendeinen klitzekleinen Erinnerungsfetzen hat, irgendetwas, und sei es noch so verschwommen. Doch er kann sich an nichts erinnern, er war einfach zu klein, als sein Vater die Familie verließ.

Meine Großmutter blieb nach der Enttäuschung, die mein Großvater für sie war, nicht lange allein. Sie lernte Wolfgang Kleinert kennen – eine neue Liebe, ein neuer Vater für ihren Sohn. Zwei Geschwisterkinder wurden geboren, mein Vater adoptiert. So hätte er aufwachsen können in einer ganz normalen Familie, ohne je einen Gedanken an diesen anderen Vater zu verschwenden, doch so kam es nicht.

Seit er ungefähr zehn Jahre alt ist, besucht mein Vater manchmal seine Großmutter, und zwar immer allein, ohne seine beiden Geschwister. Sie heißt Charlotte, aber weil sie in der Nähe der Jannowitzbrücke wohnt, nennt er sie Oma Jannowitzbrücke. Wenn er dort ist, was nicht sehr häufig vorkommt, brät sie ihm meistens Buletten mit Kartoffelbrei. In den Brei macht sie eine Kuhle und gießt etwas zerlassene Butter hinein – das weiß Peter noch ganz genau. Es ist schon komisch, wie selektiv unser Erinnerungsvermögen arbeitet, wie willkürlich einiges hängenbleibt, während anderes in die Tiefen des Unterbewusstseins entgleitet.

Oma Jannowitzbrücke lebt allein in einer recht kleinen Wohnung. In ihrem Schlafzimmer steht eine Kommode, auf der sie mehrere Fotos arrangiert hat. Eines davon zeigt einen jungen Mann, blond und lächelnd. «Das ist dein Vater», sagt sie.

Sein Vater also. Noch einer. Zu Hause warten Mama und Papa, Bruder und Schwester, und hier aus diesem altmodischen Bilderrahmen lächelt ihn sein Vater an. Was fängt man an mit so einem Wissen?

Wenn er seine Mutter nach dem Mann vom Foto fragt, seinem Vater, nennt sie ihn nur «das Schwein», denn er hat alles verraten, woran sie glaubt: ihre Liebe, ihre Familie und die Idee, für die sie gemeinsam gekämpft haben, das sozialistische Deutschland. Inge ist maßlos enttäuscht von ihm, in jeglicher Hinsicht, persönlich wie politisch.

Es gibt also einen Zusammenhang zwischen dem lächelnden Mann auf dem Foto und dem Schmerz in den Augen seiner Mutter, eine Erkenntnis, die vor allem dazu führt, dass mein Vater nicht weiter nachfragt. Er will seine Mutter nicht traurig machen. Außerdem ist er mit anderen Dingen beschäftigt: in die Schule gehen, mit den Geschwistern spielen oder streiten. Die Eltern sind nur selten zu Hause, sie haben zu tun mit dem Aufbau des Landes.

Als mein Vater älter wird, beginnt er, doch wieder zu fragen. Er kann nicht sehr viel herausfinden, aber was er erfährt, bildet den Grundstock unseres Familiengeheimnisses: Mein Großvater ist jüdisch wie meine Großmutter, aber im Gegensatz zu ihrer Familie hat seine Berlin nie verlassen. Die Nazis deportieren ihn nach Auschwitz, da ist Heinz noch ein sehr junger Mann. Wie durch ein Wunder überlebt er. Als Inge ihm das erste Mal begegnet, ist er damit beschäftigt, im vom Krieg verwüsteten Weimar die Freie Deutsche Jugend aufzubauen. Sie arbeiten zusammen, kommen sich näher, heiraten, mein Vater kommt zur Welt. Zum Zeitpunkt, als die DDR gegründet wird, ist die Ehe schon zertrübtet, wenig später zerbricht sie ganz. Heinz hatte andere Frauen gehabt - der erste Verrat.

Seit 1949 arbeitet er in Berlin, 1952 wird er zum Stellvertreter Erich Honeckers ernannt, der damals selbst noch relativ jung der Freien Deutschen Jugend vorsteht. Man könnte sagen, mein Großvater zählt zum engeren Kreis der Macht - wenn auch an dessen Rand.

Dann der zweite Verrat: Er flüchtet in den Westen. Hals über Kopf. Ohne Vorwarnung. Ohne Erklärung. Aber mit einem Koffer voller Geld, das der FDJ gehört. Dreihunderttausend Mark. West! Ein Verräter also, ein Bandit, «das Schwein».

Die Ereignisse, die letztlich zum Zusammentreffen meiner Großeltern führen, nehmen ihren Anfang damit, dass meine Großmutter Inge und ihre Familie 1937 die Flucht aus ihrer Heimatstadt antreten. Sie müssen fliehen, weil sie als Juden nicht mehr erwünscht sind. Dass sie hellstichtig die drohende Gefahr rechtzeitig erkennen, rettet ihnen das Leben. Der Entschluss, zu gehen, fällt ihnen nicht leicht, denn Berlin ist ihnen Heimat und Lebensmittelpunkt.

Inge, ihre Schwester Lolo und die Eltern bewohnen vier Zimmer in einem schmucken Gründerzeithaus mit großzü-

gigen Fensterfronten und gepflegtem Vorgarten. Die Hektorstraße 18 war auch damals schon eine feine Adresse – gleich um die Ecke vom Ku’damm. Der Familienvater Ernst Liechtenstein, gestandener Geschäftsmann und Direktor der Textilfirma Jakob & Richter, ermöglicht mit seinem Verdienst Frau und Töchtern ein weitgehend sorgenfreies Leben. Die Mädchen besuchen eine Privatschule. Am Wochenende stehen Ausflüge mit dem Firmenwagen in Berlins Umgebung auf dem Programm. Inge und Lolo sind nicht ganz zwei Jahre auseinander. Sie tragen fast immer dieselben Kleider, als wären sie Zwillinge. Fotos aus dieser frühen Berliner Zeit zeigen eine Bilderbuchfamilie: Vater Ernst im weißen Hemd, Mutter Hedwig im modischen Zwanziger-Jahre-Kostüm, ein bunter Sonnenschirm in der Hand, links und rechts die Töchter in identischen Sommerkleidchen.

Mitte der dreißiger Jahre findet diese Idylle ein jähes Ende, auch wenn die Eltern so gut es geht versuchen, sich gegenüber den Kindern nichts von den Sorgen anmerken zu lassen, die sie quälen. Anfangs gelingt das ganz gut, doch schon bald zeigt es sich, dass die politischen Veränderungen auch vor ihrem Familienalltag nicht haltmachen.

Plötzlich gibt es kein Weihnachtsfest mehr. Der Vater will es nicht mehr feiern, weil es Hitler in einer seiner Hass Tiraden als deutsches Fest bezeichnet hat. Es ist ein trauriger Dezember: kein Weihnachtsbaum, keine Geschenke und kein bunter Teller. Stattdessen bemühen sich Hedwig und Ernst mehr schlecht als recht, Chanukka zu zelebrieren, auch wenn zunächst keiner so recht weiß, wie das eigentlich geht und wann welche Kerzen angezündet werden.

In der Schule lernen die Töchter seit neuestem Hebräisch und beschäftigen sich mit der jüdischen Religion, die bisher in ihrem Leben kaum eine Rolle spielte. Vielleicht zwei oder drei Mal im Jahr sind sie in die Synagoge gegangen – das war alles, ansonsten unterschied sich ihr Alltag

in keiner Weise von dem der Nachbarskinder. Doch nun soll sich alles ändern. Mit der Arisierung seines Betriebs verliert Ernst Liechtenstein seine Anstellung und Existenzgrundlage. Noch glaubt er, dass die Nazis sich nicht lange halten werden, dass die Barbarei, die wie ein böser Traum über sein geliebtes Deutschland hereingebrochen ist, in wenigen Jahren wieder verfliegen sein wird. Es gilt also durchzuhalten und sich den Schmerz nicht anmerken zu lassen. Doch dass dann seine Tochter Lolo das Gymnasium verlassen muss, ist zu viel für Ernst. Er erleidet einen Herzinfarkt. Kaum ist er nach einigen Wochen im Sanatorium wieder zu Hause, beginnen die Eltern, die Auswanderung zu planen.

Dieser Schritt wird der Familie nicht nur die Heimat kosten, sondern sie auch ein für alle Mal auseinanderreißen. Die große Schwester Lolo geht als Erste. Im Sommer 1937 reist Hedwig mit ihr nach Nottingham, wo sie bei ihrer Tante unterkommen soll. Zumindest eins der Kinder ist nun in Sicherheit. Doch schon bald verlassen auch die Eltern mit Inge Berlin. Sie gehen nach Holland, beziehen eine Wohnung in der Amsterdamer Beethovenstraat inmitten eines Viertels voller Flüchtlinge. Es gibt also einiges Vertraute in der Fremde. Der Vater findet schnell wieder Arbeit, Inge besucht die Schule und lernt die neue Sprache problemlos. Es scheint, als hätte die Familie Liechtenstein Glück gehabt, als wäre sie dem Grauen gerade noch entronnen.

Doch dann erleidet Ernst den nächsten Herzinfarkt. Er stirbt - an gebrochenem Herzen, wie es später heißen wird. Jetzt sind Hedwig und Inge auf sich allein gestellt. Um die Wohnung halten zu können, nehmen sie Untermieter auf: die Familie Leiser, der in Berlin bis zu ihrer Flucht eine Schuhladenkette gleichen Namens gehörte. Da Liechtensteins nun ohne Ernährer sind, muss Inge die Schule verlassen und sich nach einem Beruf umsehen. Etwas Praktisches soll es sein, denn sie plant, möglichst bald nach Palästina auszuwandern. Viele der neuen Freunde, die sie in

Amsterdam gefunden hat, sind Zionisten. Gemeinsam träumen sie vom Leben im Gelobten Land, vom Duft der Orangenbäume, dem Leuchten der weißen Städte am Meer. Inge beschließt, Gärtnerin zu werden, um mit den eigenen Händen die zukünftige Heimat zum Blühen zu bringen.

Im Mai 1940 marschieren die Deutschen in Holland ein. Unter den jüdischen Flüchtlingen bricht Panik aus. Wer irgend kann, versucht so schnell wie möglich außer Landes zu kommen. Auch die Leisers wollen raus, illegal übers Meer, nach England. Sie bieten Inge und ihrer Mutter an, sie mitzunehmen. Mit drei Taxis fahren sie im Schutz der Nacht an die Küste. Schnell finden sie ein Schiff mit Ziel England. Immer mehr Menschen strömen an Bord, sodass die Enge bald unerträglich wird. Sie warten und warten, doch nichts passiert. Dann wird klar, warum sie nicht auslaufen. Es findet sich kein Kapitän, der bereit ist, sich dem deutschen Befehl zu widersetzen und trotz des Verbots in See zu stechen.

Liechtensteins sind kurz davor, aufzugeben und nach Amsterdam zurückzufahren, als die Leisers doch noch einen Ausweg finden. Ein kleines Fischerboot ist bereit, sie mitzunehmen – gegen «angemessene» Bezahlung, versteht sich. Mit zwanzig Flüchtlingen, einem Kompass und dem Wissen, dass England irgendwo Richtung Westen liegt, macht sich der Kutter auf den Weg.

Bis sie die rettende Küste erreichen, sind Minenfelder zu durchqueren und einige schwere Unwetter zu überstehen. In England angekommen, werden Hedwig und Inge sofort verhört und schließlich nach London ins berühmte Frauengefängnis Holloway gebracht. Familie Leiser bleibt dieses Schicksal erspart – sie bezieht in einem Londoner Hotel Quartier.

Die Wochen im Gefängnis sind eine schlimme Erfahrung für die 16-jährige Inge. Sie wird von der Mutter getrennt tagelang in einer dunklen engen Zelle eingeschlossen. In

ihrer Verzweiflung weint sie fast ununterbrochen. Erst als sich eine in der Gärtnerei zugezogene Verletzung an ihrem Finger stark entzündet, wird sie auf die Krankenstation verlegt und kann sich fortan freier innerhalb des Gebäudes bewegen. Endlich sieht sie die Mutter wieder, und für die nächsten Wochen kehrt sogar in diesen so bedrückenden Mauern eine Art Alltag ein. Während der Hofgänge treffen Mutter und Tochter Liechtenstein einige alte Bekannte aus Amsterdam. Fluchtgeschichten werden ausgetauscht, man spricht viel von früher, um die Gegenwart so gut es geht auszublenzen.

Noch sind die Flüchtlinge nicht am Ende ihrer Odyssee angekommen. Nächste Station ist die Isle of Man, gut fünfzig Kilometer von der englischen Ostküste entfernt. Nach den Wochen im Gefängnis empfinden Inge und ihre Mutter die Internierung auf der Insel als Erlösung. Sie sind in einem Hotel untergebracht, in dem sie sich ein Zimmer teilen. Die meiste Zeit können sie sich frei bewegen: Licht, Luft, das Meer, der weite Himmel – all das wirkt einerseits befreiend, andererseits unwirklich auf sie. Wenn die Erinnerungen nicht wären, die Angst und die Unsicherheit, hätte vielleicht sogar Urlaubsstimmung aufkommen können – so wie damals, als die kleine Familie noch komplett war und man gemeinsam in die Sommerfrische fuhr. Wie lange war das her? Eine gefühlte Ewigkeit, dabei waren es nur wenige Jahre.

Im Februar 1941, nachdem ein Tribunal entschieden hat, dass sie tatsächlich Flüchtlinge und nicht etwa Spione sind, dürfen die beiden zu Verwandten nach Nottingham. Dort kommt es nach fast vier Jahren endlich zu einem Wiedersehen mit Inges großer Schwester Lolo. Im Haus der Tante ist inzwischen die halbe Großfamilie untergekommen, noch der kleinste Winkel ist bewohnt. Glücklicherweise findet sich nicht weit entfernt ein altes Gartenhäuschen, in das Hedwig Liechtenstein mit den beiden Töchtern zieht. So bewegt sich ihr Leben bald wieder in geregelten Bah-

nen: Lolo arbeitet als Sekretärin, und Inge findet eine Stelle als Gärtnerin.

In ihrer Freizeit sucht sie zunächst Anschluss an eine Gruppe von Zionisten, doch sie fühlt sich dort nicht recht willkommen. Anders als in Amsterdam sind hier vor allem orthodoxe Juden organisiert, die Religion steht im Vordergrund, und Inge kann ihre Unbedarftheit in diesem Bereich nicht lange verbergen.

Als wenig später junge deutsche Kommunisten in Nottingham einen Ableger der Freien Deutschen Jugend gründen, findet sie dort die Akzeptanz, die ihr bisher verwehrt blieb. Es wird viel gefeiert, Kulturveranstaltungen und Sommerlager finden statt, aber natürlich geht es auch um Politik. Die Ideen, die dabei im Mittelpunkt stehen – Gleichheit, Gerechtigkeit, Frieden – haben für diese jungen Leute, deren Leben in den letzten Jahren vor allem von Verfolgung, Flucht und Verlust geprägt war, einen ganz eigenen Wert. Inge fühlt, dass sie angekommen ist, dass sie nach langer Suche etwas gefunden hat, das ihrem Leben einen Sinn gibt. Und noch ein anderes Gefühl wird bald wichtig: ihre erste große Liebe: Rudi Guttmann, Flüchtling wie sie, überzeugter Kommunist und Rückgrat der Nottinghamer FDJ-Gruppe. Schon nach kurzer Zeit heiraten die beiden und ziehen zusammen.

Dann geht der Krieg endlich zu Ende. Für Inges Ehemann steht die Rückkehr nach Deutschland außer Frage. Jetzt, wo dort etwas Neues entsteht, es so viel einzubringen und zu formen gilt, möchte er nicht länger außen vor sein. Rudi möchte mitmischen, eingreifen und das Leben führen, von dem er all die Jahre geträumt hat. Auch Inge lässt sich von dieser Idee begeistern. Was dabei wohl den entscheidenden Impuls gegeben hat? Der Glaube an einen politischen Neuanfang in Deutschland? Heimweh? Die Liebe zu Rudi Guttmann? Jedenfalls werden im Frühjahr 1946

die Koffer gepackt. Den Hausstand in Nottingham lösen sie auf und begeben sich auf die Reise nach Deutschland.

Acht Jahre zuvor hat Inge ihre Heimat als 14-jähriges Mädchen verlassen müssen. Als junge Frau, verheiratet und mit großen Plänen kehrt sie nun zurück in ein zerstörtes, zerrissenes Land. Das Ziel ihrer Reise ist die sowjetische Besatzungszone, der Teil Deutschlands, in dem all das bald Realität werden soll, wovon sie an unzähligen Abenden im fernen Nottingham geträumt, was sie sich in vielen Details ausgemalt und worüber sie sich Stunde um Stunde die Köpfe heißgeredet haben: ein Ort der Gerechtigkeit, an dem alle gleich sind, an dem statt Hass Menschlichkeit regiert.

Die Gutmanns werden nach Weimar geschickt, denn die Thüringer Landesregierung benötigt dringend Unterstützung. Noch ist jeder willkommen, von dem klar ist, dass er kein Nazi war. Da stört es auch nicht, dass Inge eigentlich als Gärtnerin ausgebildet ist und nicht einmal einen Schulabschluss vorweisen kann. Ihr neues Arbeitsfeld wird die Kultur. Sie geht ihre Aufgabe mit Begeisterung an, organisiert Theaterabende, Laienspielzirkel und kleine Ausstellungen. Kollegen hat sie nur eine Handvoll, so lernt man sich schnell kennen.

Einem der Genossen kommt sie bald auch persönlich näher, Heinz Lippmann. Inge und Heinz haben vieles gemeinsam: ihre Herkunft, die schlimmen Erfahrungen, die sie in ihrer Kindheit und Jugend machen mussten, der Glaube an die kommunistischen Ideale, der in dieser Lebensperiode geboren wird, die Begeisterung für das Neue, das nun gerade hier, in ihrer Heimat entsteht und an dem sie mitarbeiten dürfen. Beide verbindet der Stolz und der Ernst, mit dem sie die ihnen übertragene Verantwortung annehmen. Die beiden verlieben sich, werden ein Paar. Inges erste Ehe wird geschieden. Sie stellt fest, dass sie schwanger ist. Ob sich all das so und in dieser Reihenfolge abgespielt hat, weiß ich

nicht. Klar ist, dass die beiden Hals über Kopf im Sommer 1947 heirateten, im November desselben Jahres wird mein Vater geboren.

Zu ihrer Schwester und Mutter, die in England geblieben sind, hat Inge in diesen Jahren kaum Kontakt. Weder kommen sie zur Hochzeit noch ergibt sich sonst eine Gelegenheit, Inges neuen Ehemann kennenzulernen, denn Besuchsreisen in die sowjetische Besatzungszone sind nicht ohne weiteres möglich. Erst 1949 gibt es ein Wiedersehen in Bad Harzburg jenseits der Grenze, zu diesem Zeitpunkt ist die Liebe zwischen Inge und Heinz bereits zerbrochen.

Kamen meine Großtante Lolo und meine Uroma aus England zu Besuch, spielten Vergangenheit, Krieg und Flucht in den Gesprächen kaum eine Rolle. Man hielt sich lieber an die Gegenwart. Aber manche Episoden wurden doch ab und an erzählt, meistens die hoffnungsvollen Momente, wie die in letzter Minute geglückte Flucht aus Holland. Schmerzhaftes wie der Abschied von Berlin und die Wochen in Holloway Prison wurden im Familienkreis kaum erwähnt. Sie finden sich eher in persönlichen Aufzeichnungen, in Tagebüchern, dort wo niemand nachfragt und man selbst entscheiden kann, wie weit man gehen will, wie tief man sich vorwagt in die eigenen Erinnerungen.

Mein Großvater hat uns keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen, und selbst das Foto, das bei Oma Jannowitzbrücke auf der Kommode stand, hat mein Vater nach ihrem Tod nie wiedergesehen. Dabei ist Heinz Lippmann nicht der Einzige in unserer Familie, der verschwunden ist. Albin Bigott, der Vater meiner Mutter, gilt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs als vermisst. Nach langen Jahren des Hoffens und Bangens kam meine Oma Elisabet nicht umhin, das Unausweichliche zu akzeptieren: Er war gefallen, einer von Millionen Todesopfern dieses Krieges. Später hat sie wieder geheiratet, doch immer wenn sie von ihrem Al-

bin erzählte, die Fotoalben mit den Zeugnissen ihrer kurzen gemeinsamen Zeit hervorholte, kamen schnell auch die Tränen. Bis zu ihrem Tod mit neunzig Jahren ging das so. Da war es gut 65 Jahre her, dass sie ihren Albin zuletzt gesehen hatte.

Auch wenn meine Mutter ihn nie kennengelernt hat, ist Albin für sie trotzdem der Vater, den sie liebte und vermiss- te. Schließlich ging er alles andere als freiwillig. Und nichts hätte er sich mehr erhofft, als zu seiner Frau und dem Kind zurückzukehren, das er nur als leichte Rundung des Bau- ches seiner Liebsten kannte. Doch dieser Wunsch blieb ihm versagt.

Für meinen Vater stellen sich die Dinge von Anfang an kom- plizierter dar. Sein Vater war von sich aus gegangen und hatte seitdem nichts von sich hören lassen. Vergessen kann er ihn trotzdem nicht. Da sind so viele Fragen, die ihn um- treiben, wann immer er an ihn denkt. Eine drängt sich im- mer wieder in den Vordergrund: Warum hat sein Vater nie Kontakt zu ihm aufgenommen? Eine Karte, ein Anruf, ein Zeichen, irgendetwas – Grenze hin oder her – hätte doch möglich sein müssen.

Allerdings gibt es für den Heranwachsenden tausend Dinge, die ihm wichtiger scheinen, als sich mit seinem ver- schwundenen Vater oder überhaupt mit seinen Eltern zu befassen. Peter hat eine große Leidenschaft: das Theater. Mit siebzehn inszeniert er zum ersten Mal *Kippentütchen*, die Bühnenaaption eines Fernsehkrimis, die in der Aula seiner Schule aufgeführt und vom Publikum gefeiert wird. Für meinen Vater steht nun endgültig fest, dass diese Bret- ter ihm die Welt bedeuten. Und wenn er nicht mit neuen Bühnenprojekten beschäftigt ist, verbringt er viel Zeit im Haus der jungen Talente, wo er dem Club Junger Philoso- phen angehört.

In dieser Zeit lernt Peter viele neue Leute kennen, von denen einige seine Freunde werden. Fast alle von ihnen sind jüdisch, meist Kinder von sogenannten Westemigranten, die nach dem Krieg in den Ostteil Deutschlands zurückgekehrt sind und sich seitdem als überzeugte Funktionäre für ihr neues Heimatland abarbeiten. Während die Eltern ihre Zeit und Kraft dem großen Aufbauwerk widmen und überhaupt alles tun, um dazuzugehören und am Werden des neuen Deutschlands teilzuhaben, strebt die nächste Generation vor allem nach Abgrenzung.

Obwohl weder mein Vater noch die meisten seiner Freunde zu Hause im Sinne der jüdischen Religion erzogen werden, fühlen sie sich jüdisch und damit anders, wahrscheinlich auch ein Stück weit interessanter, nicht ganz so muffig-provinziell, wie Ostberlin in diesen Jahren nach dem Mauerbau erscheint. Judentum im Sinne von Religion spielt dabei kaum eine Rolle, es geht eher um ein Lebensgefühl. Sind die Eltern unterwegs, werden in den geräumigen Wohnungen der Künstler, Professoren und Funktionäre Partys gefeiert, gerne auch mal mitten im Pankower Regierungsviertel. Die jungen Leute lesen Kafka und verreisen gemeinsam - am liebsten ins Ausland. Der Jüdische Friedhof in Prag ist einer ihrer Lieblingsplätze, und in Budapest schauen sie sich als Erstes die Große Synagoge an.

Die DDR, das Land, in dem ihre Eltern ihre Ideale verwirklicht sehen, finden sie spießig und langweilig. Im Ausland geben sie sich ungern als DDR-Bürger zu erkennen. Auf die wird sowieso nur herabgeschaut, und überhaupt wollen sie nicht für Deutsche gehalten werden, denn die Verbrechen der Nazis sind noch sehr präsent.

Ansonsten beschäftigen sich mein Vater und seine Freunde kaum mit der Vergangenheit, auch nicht mit der ihrer Eltern. Sie leben für die Gegenwart, auf sie wartet die Zukunft. Und da wollen sie Großes leisten, in der Kunst

oder den Wissenschaften – auf jeden Fall berühmt werden, so viel ist klar!

Zur Zeit meiner Kindheit in der DDR der achtziger Jahre war es mit dem Zelebrieren des Jüdischen längst vorbei. Bei uns zu Hause spielte das praktisch keine Rolle, weder im Alltag noch in Gesprächen. Was ich über Juden wusste, hatte ich größtenteils in der Schule gelernt. So war mein Verständnis von dem, was jüdisch sein bedeutet, geprägt von der Betrachtung der Juden als Opfer, denn das war es, was gelehrt wurde. Sie waren von den Nazis – damals sagte man Faschisten – ermordet worden, weil sie Juden waren. Was das eigentlich bedeutete, erklärte man uns nicht. Über Religion wurde nur widerwillig gesprochen im sozialistischen Bildungssystem.

Auch in meiner Familie war nicht viel mehr zu erfahren, was wohl vor allem daran lag, dass hier das Jüdische zum größten Teil etwas von außen Zugeschriebenes war, mit dem meine «englischen» Verwandten außer der Flucht und dem Zerbrechen ihrer Familie kaum etwas verbanden. Bevor die Nazis begannen, ihnen wegen des Wörtchens «mo-saisch», das auf ihren Geburtsurkunden in der Spalte Religion vermerkt war, nach Besitz und Leben zu trachten, waren sie einfach Deutsche, die zweimal im Jahr in die Synagoge gingen, so wie die meisten anderen in die Kirche.

Obwohl oder vielleicht auch gerade weil ich so wenig darüber wusste, interessierte ich mich für das Jüdische in unserer Familie. Als ich mich nach dem Abitur entschloss, für ein halbes Jahr nach Israel zu gehen, um dort in einem Kibbuz zu arbeiten, war das ein Stück weit auch eine Suche nach meinen Wurzeln. Gefunden habe ich ein Land, das sich um vieles lebendiger und offener anfühlte als das heimatliche Deutschland. Es schien mir einfach, sich an einem Ort zu Hause zu fühlen, der seit Jahrzehnten Neuankömmlinge aufsaugt wie ein Schwamm. Ich jedenfalls kam,

von Heimweh getrieben, immer wieder, habe dort Freunde gefunden und außergewöhnliche Menschen kennengelernt. Viele berichteten schier unglaubliche Lebensgeschichten, leider oft voller tragischer und schmerzhafter Erlebnisse. Irgendwann wurde mir klar, dass ich diesen freundlichen Fremden Fragen stellte, die ich in meiner eigenen Familie nie geäußert hatte. Im Grunde wusste ich weniger über die Vergangenheit meiner eigenen Großeltern als die meiner neuen Bekannten unter der alten Kibbuznikgeneration.

Auch mein Vater spricht jahrelang weder von Heinz Lippmann, noch fragt er nach ihm. Er wählt diejenigen, denen er von seinem leiblichen Vater erzählt, sorgfältig aus. Immer befürchtet Peter ein bisschen, dass ein Teil dessen, was man Heinz Lippmann vorwirft, an ihm hängenbleiben könnte, dass man die Tatsache, dass sein Vater ein erklärter Staatsfeind ist, in irgendeiner Weise gegen ihn verwenden würde.

Was seine Mutter betrifft, so reagiert sie so tief verletzt, sobald er versucht, mit seinen Fragen ein bisschen weiter vorzudringen, dass er es bald nicht mehr über sich bringt, das Thema überhaupt anzusprechen, zumal es ihr nicht besonders gut geht. Sie wird von Depressionen geplagt und versucht mehrfach, sich das Leben zu nehmen.

Mit Ende vierzig durchlebt sie eine Zeit, in der sich vieles verändert, in der alles, was ihr vertraut und gefestigt erschien, wie in einem Strudel von ihr weggezogen wird, sie allein zurücklässt, nackt und nutzlos.

Aus der fünfköpfigen Familie ist ein alterndes Ehepaar geworden, um dessen Partnerschaft es nicht zum Besten steht. Die Kinder gehen ihre eigenen Wege: Mein Vater hat geheiratet und lebt mit meiner Mutter und meiner älteren Schwester in Halle an der Saale. Susanne, meine Tante, studiert und hat inzwischen eine eigene Wohnung, der jüngere Bruder Wolfgang leistet seinen Armeedienst ab.

Dazu kommen berufliche Schwierigkeiten. Nachdem Inge jahrelang Direktorin des DEFA-Dokumentarfilmstudios war, legt man ihr 1968 nahe, ein Studium an der Parteihochschule zu absolvieren. Schließlich kann sie bisher nicht einmal einen Schulabschluss vorweisen – und das in so einer wichtigen Position. Man würde ihr auf jeden Fall die Stelle offenhalten, falls sie dorthin zurückkehren wolle, aber vielleicht würde sich sogar etwas Besseres ergeben, könne sie noch höher hinaus ...

Inge studiert also gemeinsam mit anderen Funktionären den Marxismus-Leninismus sowie die Geschichte der Arbeiterklasse – und nimmt das alles furchtbar ernst. Sie gibt ihr Bestes, auch wenn sie sich nicht immer im Klaren darüber ist, wie ihr das Gelernte in der Praxis weiterhelfen soll. Als sie dann nach erfolgreich absolviertem Kurs von der Parteihochschule zurückkehrt, ist ihr Posten längst besetzt, von einem Wiedereinstieg bei der DEFA plötzlich keine Rede mehr. Zunächst findet sich überhaupt keine Arbeit für sie, dann weist man ihr ein Büro bei ADN, der DDR-Nachrichtenagentur, zu. Doch zu tun hat sie dort so gut wie nichts. Seit Inge 1946 nach Deutschland zurückgekehrt war, hat sie unermüdlich gearbeitet, sich aufgerieben. Mit jeder neuen Herausforderung ist sie ein Stück gewachsen in der Überzeugung, Teil eines großen Gemeinschaftswerkes zu sein und mit ihrem Tun etwas zu dessen Vollendung beizutragen. Den Gedanken, ohne Aufgabe zu sein, nicht mehr gebraucht zu werden, kann sie nicht ertragen und droht daran zu zerbrechen.

Ob man schon mit der Delegation zur Parteihochschule bezweckte, meine Großmutter abzuservieren, oder es Gedanken- und Instinktlosigkeit war, eine Situation, für die sich niemand verantwortlich fühlte, darüber kann ich nur spekulieren. War sie in irgendeine Intrigen geraten, politische Machtspiele, stand sie einem rücksichtslosen Aufsteiger im Weg? Mit meinem Großvater und seiner Flucht

hatte es wohl kaum zu tun, denn das war damals schon zu lange her, fast zwanzig Jahre.

Inge selbst war eine überzeugte Genossin, die ihren eigenen Weg ging und mit ihrer Meinung nicht hinterm Berg hielt. Besonders bekamen das die Genossen von der Staatsicherheit zu spüren, wenn ihr etwas nicht passte. Laut ihrer Stasiakte gibt es 1955 einen Versuch, meine Großmutter als IM, als inoffizielle Mitarbeiterin, anzuwerben, um andere Westemigranten zu bespitzeln. Er bleibt erfolglos, denn für so etwas will Inge sich bei allem Feuer für die Idee des Sozialismus nicht hergeben. Als es dann darum geht, ihr den Posten an der Spitze des Dokumentarfilmstudios anzuvertrauen, spricht sich der zuständige Stasimitarbeiter gegen sie aus, kann sich aber nicht durchsetzen. Kurze Zeit später bittet sie um eine Aussprache mit dem Ministerium für Staatssicherheit und beschwert sich über die vielen IMs unter ihren Mitarbeitern. Der Genosse, der ihr gegenüber sitzt, scheint zu erstarren und fragt schließlich, woher sie das denn zu wissen glaube, worauf Inge erwidert, dass diese Leute kaum etwas leisten und ständig Ärger machen würden. Selbst dem sicher erst Stunden später verfassten Bericht des Stasimajors ist noch die enorme Entrüstung anzumerken, die diese ketzerische Äußerung in ihm ausgelöst hat.

So geschwätzig Stasiakten oft über Dinge berichten, die derart bedeutungslos erscheinen, dass man heute nur noch den Kopf schütteln kann über die Akribie, mit der sie festgehalten wurden, so unergiebig erweisen sie sich häufig, wenn es um wirklich entscheidende Fragen geht. Das ist auch der Fall bei der Akte über meine Großmutter. Weder über ihr Verhältnis zu meinem Großvater und ihre Reaktionen auf seine Flucht ist etwas vermerkt noch über den 1968 angetretenen Parteilehrgang und ihre anschließende Degradierung.

Seit längerer Zeit leidet Inge unter einer Herzschwäche, gegen die sie regelmäßig Tabletten einnehmen muss. Eines dieser Medikamente wird Jahre später vom Markt genommen, nachdem bekannt wird, dass es schwere Depressionen verursachen kann. Ihre letzten Lebenstage verbringt meine Großmutter im Regierungskrankenhaus. Dort weiß man von ihren Suizidversuchen und bittet ihre Bettnachbarin, ein Auge auf sie zu haben. Am Morgen des 22. Februars 1972 verlässt Inge das Krankenzimmer. Im Treppenhaus öffnet sie ein Fenster. Ihre Hausschuhe zieht sie aus und stellt sie ordentlich nebeneinander. Dann klettert sie auf die Fensterbank und springt in den Tod. Inge stirbt im Alter von nur 48 Jahren.

Mein Vater erhält die traurige Nachricht am Telefon. Die nächsten Wochen vergehen wie in Trance. An die Beerdigung hat er nur verschwommene Erinnerungen: Freunde der Eltern, ein Kissen mit Orden, lächerliche Zeichen einer genormten Wertschätzung, Hände, die er schüttelt, eine nach der anderen, wie ein Roboter neben dem offenen Grab, eine unerträgliche Traurigkeit, die sich über alles legt und von der er glaubt, dass sie alles verschlingen werde.

Als Peter wenig später seinen Adoptivvater Wolfgang besucht, ist die Trauer allgegenwärtig. Eine seltsame Stille hält die Räume der elterlichen Wohnung besetzt. Sie wirkt leer und fremd. Keiner der beiden weiß so recht, was er sagen soll. Also schweigen sie eine Zeitlang von dem, was sie wirklich bewegt, und reden dann den Rest des Nachmittags von Alltäglichem. Als mein Vater sich gerade zum Aufbruch fertig machen will, holt Wolfgang einen Brief aus einer Schublade der Wohnzimmerschrankwand: «Der ist von Heinz Lippmann.» Peter schweigt. Er ist jetzt 25 Jahre alt. Seit mehr als zwanzig Jahren hat er nichts von seinem Vater gehört. «Ich lese ihn dir vor.»

Mein Vater hört zu. Heinz Lippmann schreibt, dass ihn Inges Tod sehr getroffen habe. Er sei sehr traurig. Wenn er, Peter, Hilfe oder Beistand bräuchte, würde er versuchen, für ihn da zu sein.

Vielleicht hätte mein Vater genauer zugehört, versucht, sich den Wortlaut des Briefes, die einzelnen Formulierungen, die kleinen Details zu merken, hätte er gewusst, dass er ihn nur ein einziges Mal hören würde. Selbst gelesen hat er ihn nie. Wolfgang wollte ihm den Brief nicht geben mit der Begründung, es wäre nicht gut, Kontakt zu diesem Mann zu haben, schließlich sei Heinz Lippmann immer noch ein Staatsfeind.

Vielleicht hat sich Peter damals zu schnell geschlagen gegeben. Vielleicht war es aber auch einfach kein guter Zeitpunkt für einen Streit. Erst der plötzliche Tod seiner Mutter, dann das unerwartete Lebenszeichen seines Vaters - nach Jahren, in denen ihm tausend Dinge wichtiger erschienen als seine Eltern, die einfach da waren oder im Fall seines Vaters eben nicht, kreisen Peters Gedanken nun fast nur noch um sie. Ihm wird klar, was alles er seiner Mutter nie gesagt hat, obwohl er es wollte - die Worte fehlten oder die Zeit. Nie wieder wird er nun die Chance dazu haben. Das Ungesagte begleitet ihn durch seine Tage und Nächte. Es bringt einen eigenen Schmerz mit, nicht den der Trauer, dem man nachgeben kann, sondern den der Reue, der sich festhakt und einen nicht wieder loslässt.

Peter, der inzwischen über einige Umwege seine Leidenschaft zum Beruf gemacht hat, genießt als Theaterregisseur einige besondere Freiheiten. So kann er schon Ende der siebziger Jahre das erste Mal in den Westen reisen, dienstlich und natürlich ohne seine Familie, doch ist dies etwas, von dem die meisten DDR-Bürger nur träumen können. In dieser Zeit lebt die Neugier auf seinen Vater noch einmal auf. Plötzlich scheint eine Begegnung kein Ding der Unmöglich-

lichkeit mehr. Doch weder weiß Peter, wo Heinz Lippmann wohnt, noch, wo er arbeitet oder ob er sich überhaupt in Deutschland aufhält. Im Zeitalter vor dem Internet sind solche Informationen nicht ohne weiteres zu beschaffen. Peter versucht es zunächst damit, Telefonbücher durchzusehen, was sich zu einer Aufgabe entwickelt, die sich kaum bewältigen lässt. Denn es gibt nicht etwa das eine zentrale Telefonbuch, zusammengefasst und mit Suchfunktion, wie wir es kennen, sondern jede Stadt und jeder Kreis hat ihr eigenes, und jedes muss per Hand durchgeblättert werden, um zwischen «Laf» und «Lit» möglicherweise irgendwo einen Lippmann zu finden. Leider bleibt Peters Suche erfolglos.

Die Kehrseite von Neugier ist Angst. Das kleine Türchen, das sich durch die Theaterarbeit für meinen Vater geöffnet hat, will er nicht sofort wieder zufallen sehen. Seine Tätigkeit ermöglicht ihm kleine Fluchten aus der relativen Enge der DDR in eine größere und spannendere Welt. Und während er darüber nachdenkt, wie gut die Chancen stehen, seinen Vater zu finden, und ob er das überhaupt wirklich will, sind da auch die Gedanken daran, was passieren würde, wenn denjenigen, die darüber entscheiden, ob er in den Westen darf oder nicht, klarwürde, wer er wirklich ist. Was wird geschehen, wenn bekannt würde, dass sein Vater, der verdiente Genosse, sein Adoptivvater und sein leiblicher Vater ein Verräter, ein Dieb, ein Republikflüchtling ist? Allein diese Tatsache würde ihn schon zum Unsicherheitsfaktor machen, zum Wackelkandidaten, dem man nicht trauen könne. Und wenn dann auch noch herauskäme, dass er diesen imperialistischen Agenten, diesen Volksfeind kennenlernen will – nie wieder würde man ihm einen Pass in die Hand geben.

Natürlich sind das keine existenziellen Ängste, es handelt sich vielmehr um die Befürchtung, ein Privileg zu verlieren, in dessen Genuss die meisten DDR-Bürger sowieso erst im Rentenalter kommen. Trotzdem, für Peter stellt sich

die Frage, wie weit er gehen sollte, welches Risiko einzugehen er bereit wäre, um mehr über diesen Mann zu erfahren, der zwar sein Vater ist, an den er sich aber nicht erinnert und der offensichtlich, bis auf einen einzigen Brief, nie etwas riskiert hat, um Kontakt zu seinem Sohn aufzunehmen. Trotz all dieser Zweifel kam sein Forscherdrang nie ganz zum Erliegen, doch sie haben ihn wohl gebremst und Peter Grenzen gesetzt, die er nicht zu überschreiten wagte.

Das Einzige, was Peter in diesen Jahren über Heinz Lippmann herausfindet, ist, dass er ein Buch veröffentlicht hat: die weltweit erste Biographie des ostdeutschen Regierungschefs Erich Honecker – ausgerechnet. *Honecker. Porträt eines Nachfolgers* erschien bereits 1971, nur wenige Monate nach dessen Machtantritt. In so kurzer Zeit konnte mein Großvater ein solches Buch wohl nur schreiben, weil er den Mann, um den es ging, sehr gut kannte. Einige Jahre lang hatten die beiden Seite an Seite gearbeitet, hatten eine Idee geteilt und, während sie sich ihrer Umsetzung widmeten, viele gemeinsame Stunden verbracht: im Büro, auf Reisen und auch privat.

In der DDR wird das im Westen erfolgreiche Buch freilich nicht vertrieben. Hier kann man es weder kaufen noch ausleihen, und auch in den Medien wird es nicht erwähnt. Deshalb liegt die Veröffentlichung fast zehn Jahre zurück, als mein Vater sie entdeckt. Natürlich würde er das Buch gern lesen, aber wie sollte er es in die Hände bekommen?

Anfang der achtziger Jahre wird meine Urgroßmutter Hedwig, die inzwischen in London lebt, schwer krank. Ernsthafte Erkrankungen, Todesfälle oder runde Geburtstage im hohen Alter sind Anlässe, die die DDR-Behörden manchmal dazu bewegen, eine Reiseerlaubnis zu erteilen. So ist es auch in diesem Fall. Zum ersten Mal kann mein Vater seine Verwandten in England besuchen. Er verbringt einige aufregende Tage in London, besucht Hedwig im Pfl-

geheim und wohnt im winzigen Reihenhaus seiner Tante Lolo im Stadtteil Hendon. Doch irgendwie geht ihm das Buch nicht aus dem Kopf. Der Gedanke, etwas Neues zu erfahren, Antworten auf einige seiner Fragen zu finden, lässt ihn nicht los. Zum ersten Mal, seit er davon weiß, ist er im Westen und ausgerechnet in London. Wo soll er hier ein deutsches Buch bekommen?

Lolo, für die London längst zur Heimatstadt geworden ist, die sie besser kennt als seinerzeit ihre Geburtsstadt Berlin, weiß Rat. Im Goethe-Institut gibt es eine Bibliothek voller deutscher Bücher, vielleicht ist auch dieses dort zu haben. Also machen sie sich auf den Weg nach South Kensington. Dort, gleich um die Ecke vom Hydepark, hat das Institut seinen Sitz. Und tatsächlich findet sich in der Bibliothek eine Ausgabe von Heinz Lippmanns Honecker-Biographie.

[...]